Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 12

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636579

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 12 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 24. März 1923

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Am Himmelstor.

Von C. F. Meyer.

Mir träumt', ich komm ans Himmelstor
Und finde dich, du Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter. 12

„Sie haben gute Kundschaft," wandte sich nun Charlotte zu Camilla, „ich erkenne eben eine Bluse, die ich schon manchmal an der Trägerin sah."

„Oh, Fräulein Steins! Sie kennen sie?" sagte Camilla, indem sie von untenherauf einen eigentümlichen, verschleierten Blick auf Charlotte warf.

„Ach wirklich? Gehen Sie dorthin auch ins Kundenhaus?" fragte Bastian.

„Nein, längst nicht mehr, ich war nur zwei oder dreimal dort, ich komme nie mehr hin, Maria trägt die Sachen aus," sagte das junge Mädchen rasch.

„Fräulein Stein ist eine sehr gutherzige und nette Dame," bemerkte Bastian wieder.

„Ich kenne sie nicht," antwortete Camilla kurz und öffnete eine Tür, welche in die Kammer führte. Dort war es noch enger als in der Küche. Ein Bett und ein großer Korb, der am Boden stand, füllten den schmalen Raum fast aus. „Hier schlafe ich mit den zwei Kleinen," sagte das Mädchen. In dem Korbe regte es sich jetzt und ein wackelnder, großer und bleicher Kopf erschien über dem Rande, während gurgelnde Laute heraufdrangen. Es war der kleine Idiot, der mit Grinsen und Stammeln die Gesellschaft begrüßte. —

„Ich lasse ihn immer am Nachmittag schlafen; so ist er am besten versorgt," sagte Camilla zu Bastian, indem sie den Kleinen wieder auf die Seite bettete und seine tastenden Hände fest, doch nicht unsanft, niederhielt. Da das Kind nicht ruhig werden wollte, solange es die Besucher sah, entfernte man sich rasch wieder. Bastian trat mit Camilla ans Küchenfenster und redete leise mit ihr, während die beiden Damen ins Freie gingen.

Charlotten war es schwer ums Herz. Es kam ihr vor, als sei sie, die so augenscheinlich die Mittel besaß, sich zu kleiden und zu pflegen, selber an diesem unabgewandten Elend schuld, und als müsse es wahrhaft roh und anstößig erscheinen, daß sie hier in ihrer hübschen und ausgesuchten Toilette eintrat. Die Bedeutung von verschiedenen Bestandteilen ihrer Kleidung war ihr plötzlich widerwärtig, die hellen Handschuhe, die mit keiner braven staubigen Arbeitshand in Berührung kommen durften, die feinen Stiefel, die so deutlich von Luxus und Modedienerei zeugten.

„Ach, wie kommt man sich vor!" sagte sie zu Liese Kummer, als sie hinaustraten, und ihr Ausruf war so aufrichtig schmerzlich, daß die Andere meinte: „Sie müssen es sich nicht allzusehr zu Herzen nehmen; die Leute könnten es ganz schön haben; es ist einzig die Schuld des Vaters."

„Ihr Elend ist um so trauriger," sagte Charlotte.

Jetzt kam ein hübsches, kleines Mädchen mit glänzenden schwarzen Augen und einem Korb am Arm auf die Türe zugehüpft. Liese Kummer hielt sie an: „Heißest du Maria?" Die Kleine sah verwundert auf, lächelte, so daß sie eine Reihe blanker Zähne zeigte, und lief ins Haus.

„Ja, sie muß weg," sagte Charlotte dringend. „Zie-

hen Sie mich ins Geheimnis, wenn es irgendwie möglich ist, daß ich dazu helfen kann."

Jetzt kam Bastian heraus und verabschiedete sich von Camilla, der Charlotte ein Paket mit Lebensmittel hinterließ.

„Was sagen Sie dazu? fragte er Charlotte. „So ein Durchschnittselend, noch nicht vom allerschlimmsten. An dem Mädchen hängt nun die ganze Last des Hausstandes." Und mehr zu sich selber gewandt, setzte er hinzu: „Wenn sie mir nur durchhält, solange es sein muß. Man merkt, sie hat ein schönes, unverdorbenes Bedürfnis nach Ordnung und Wohnlichkeit. Und dabei dieses südlich Kinderhafte und zugleich naiv Kokette! Das freudlose Aushalten ist eine große Anforderung an sie."

„Vergolden sollte man solch ein Geschöpf," brach Charlotte plötzlich aus. „Oh, ich bin froh, dankbar, daß Sie mir das gezeigt haben. Ich weiß jetzt noch viel sicherer, daß ich in dieser trägen Ruhe nicht weiter leben werde."

Bastian sah sie fast verwundert an.

„Könnten Sie nicht auch andere Leute an solche Orte führen? Die meisten, wenigstens unter uns Mädchen, sind ja ganz unwissend über die Lebensverhältnisse der Armen. Wenn sich Grete Stein das Milieu ihrer Büglerin ein bißchen ausmalen könnte!"

„Sie glauben, daß sich Fräulein Stein eine ganz andere Vorstellung davon macht?" fragte Bastian ernst.

„Oh, ich kann Ihnen sagen, wie man sich das ungefähr denkt, wenn man überhaupt je auf einen solchen fernliegenden Gedanken kommt. Erstens stellt man sich so ein Mädchen unwillkürlich immer in dem sauberen Kattunkleid vor mit der frischgewaschenen Aermelschürze, die sie im Kundenhaus trägt, und in einer geräumigen, hellen Plättestube, wie bei der Herrschaft. Dann denkt man sich etwa eine Mutter ab und zu gehen, die wie eine gut gehaltene alte Haushälterin aussieht, und die abends zu ihrer Tochter sagt: „Nun verbiete ich dir aber, noch ein einziges Stückchen zu plätten. Du hast schon viel zu lange gestanden; der Appetit auf das Nachtessen vergeht dir sonst" — so etwa, wie unsere Mütter uns vom Klavier oder von der Stickerei wegholen. Der Vater muß ungefähr so aussehen wie der Gärtner oder der Kutscher, wenn er in seiner soliden, reinlichen Arbeitsschürze hantiert, und am Abend wird er wohl mit überschlagenen Beinen bequem in einem Lehnstuhl sitzen und rauchen und die Zeitung lesen, wie andere Papas auch, nur daß er es vielleicht ohne Klubsessel macht. Die Büglerin hat natürlich ihr Schlafzimmerchen für sich mit ihrem Schrank, ihrem Waschtisch und ihrem Spiegel, das nimmt man als selbstverständlich an, weil das alle Menschen so haben, die nicht betteln. Höchstens schläft vielleicht noch ein kleines Schwesterchen im gleichen Zimmer."

Bastian sah sie groß durch seine runden Brillengläser an. „Das ist wirklich interessant," sagte er, „nicht, Liese? Ich dachte doch nicht, daß die Menschen sich so fern stehen, nein, das dachte ich nicht."

„Ach, und dann, wissen Sie, ist es so gruslig schön zu hören, daß es zum Beispiel ganze Familien gibt in London, die mit andern zusammen in einem Zimmer wohnen, und die nicht einmal eine Wand besitzen, weil sie nur die Miete des Zimmers gemietet haben! Es regt wirklich die Phantasie an, so etwa wie die Beschreibung eines Urwaldes oder eines Riesendampfers. Man hört eine Kunde aus einem ganz fremden Leben, das tatsächlich irgendwo existiert, und man ist so ergriffen und entsetzt davon, daß es etwas derartiges gibt! Man fühlt sich ordentlich angeregt und stellt sich immerfort vor, daß es wirklich wahr ist, so märchenhaft es klingt."

„Das ist schmerzlich," sagte Bastian niedergeschlagen. „Ach, man unterschätzt immer noch die allgemeine Stumpfheit. Es könnte einem fast selber der Mut vergehen, irgend etwas zu unternehmen."

Liese stieß jetzt Charlotte leise an und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Im Gegenteil," sagte Charlotte, „die Wenigen, die wach sind, müssen desto sicherer drauflos gehen und dürfen sich durch nichts von ihrem Ziel abwenden lassen. Denken Sie, was die paar vereinzelten Menschen bedeuten, die ein vernünftiges Verhältnis zur Welt gefunden haben!"

Bastian schwieg und sagte dann: „Wir müssen ein andermal mehr über diesen Punkt sprechen."

„Unter vier Augen," bemerkte Liese lächelnd, „denn mein Bruder weiß schon, daß ich seinen Kleinmut nicht gelten lasse."

„Ich habe übrigens auch noch eine Frage auf dem Herzen, die ich nur unter vier Augen aussprechen kann, weil sie eine dritte Person betrifft," sagte Charlotte.

„Das läßt sich sehr gut machen," meinte Bastian einfach,„wenn Sie noch einen Augenblick frei haben. Ich muß nämlich in die Schule hinüber, und wir haben reichlich Zeit."

Charlotte verabschiedete sich von Liese Kummer, die ihr warm die Hand drückte. Als sie allein waren, sagte sie zu Bastian: „Wir sprachen neulich von Grete Stein. Ich wollte Sie um Rat fragen in einer Sache, die meine Freundin betrifft."

Bastian sah im ersten Augenblick unverholen betroffen aus. Dann sagte er vorsichhinlächelnd: „Daran hätte ich wirklich nicht gedacht."

„Ja, ich wäre erleichtert, wenn Sie mir eine Verantwortung tragen hülfen. Ich weiß, Sie haben Interesse an Steins, und Sie sprachen neulich so schön von Gretl."

Bastian schien aufrichtig verlegen und blickte unentwegt zu Boden.

„Die Sache ist nämlich so: Grete hat einen Verehrer, und dieser Verehrer ist Herr Flitt, und es hat den Anschein, als wäre eine Verbindung nicht unmöglich. Nun war Gerold neulich bei mir und sprach besorgt davon, weil er glaubt, daß sein Papa die Heirat ganz gerne sähe, er selber aber meint, Grete würde dabei zu kurz kommen. Sie hat zwar keine Veranlagung zum Unglücklichsein, wissen Sie; aber sie würde sich vielleicht Herrn Flitt sehr anpassen müssen. Es wäre schade für sie. Wir können jedoch gegen Herrn Flitt gar nichts geltend machen; Gerold weiß nicht einmal von der Damenliste, die ja übrigens nur ein Symptom ist."

„Und Sie?" fragte Bastian erstaunt, „wissen Sie —?"

„Ach, ich habe zufällig an jenem Abend bei Steins davon gehört. Aber was soll man nun tun? Gerold meint, daß Grete am liebsten so handelt, wie ihr Vater und Bruder es gerne sehen, und daß sie schließlich eben heiraten möchte. Soll man nun irgendwo einen Zankapfel hineinwerfen, der vielleicht — wahrscheinlich — auf Herrn Stein

gar keine Wirkung ausübt? Gerold selber irgendwie zu beschweren, hat wohl keinen Sinn. Wird Flitt doch sein Schwager, so bleibt ihm ein ewiges Aergernis, und er hat's ja sonst nicht immer leicht. Bei Grete anzusetzen, schafft ihr wahrscheinlich nur Schwierigkeiten und bringt sie doch nicht herum. Ich glaube, wenn ich mirs nun so ausdenke, es ist nichts zu machen. Was raten Sie mir?"

Bastian blieb stehen wie in augenblicklicher Atemnot. Er schüttelte nur mehrmals wortlos den Kopf, und Charlotte wiederholte: „Es ist wohl nichts zu machen."

Leopold Graf von Kalckreuth: Die Fahrt ins Leben.

„Sagen Sie das nicht, nein, sagen Sie das nicht," antwortete Bastian, dem augenscheinlich die Sache zu schaffen gab, leise und kurzatmig.

Charlotte sah ihn besorgt an. „Es ist ja noch weiter nichts als eine Möglichkeit. Und ich glaube, Grete ist sehr glücklich veranlagt."

„Aber eine Ehe, eine Ehe fürs ganze Leben," murmelte er.

Sie schritten weiter und er sagte nach einer Weile leise: „Sie können nicht wissen, wann —?"

„Ich sehe Grete nächstens einmal und werde es jedenfalls erfahren, ehe die Sache öffentlich wird."

„Aber wir dürfen nicht so lange warten, nein wir dürfen nicht warten," sagte er nervös. Plötzlich fuhr er auf, als erwache er aus seinen Gedanken zur Wirklichkeit. „Ach, es ist ja Zeit für mich!" Er faßte ihre Hand, sah sie mit einem unruhigen und schmerzlichen Blicke an und sagte: „Sie haben sich vielleicht gewundert — ich muß meine Gedanken immer erst — ich bin so gar nicht schnell bei der Hand —".

„Oh, ich bitte Sie! Aber ich hätte Sie vielleicht nicht auch mit diesem belasten sollen. Man faßt zu Ihnen Vertrauen und beschwert Sie damit," sagte sie weich.

Er drückte fest ihre Hand. „Nein, denken Sie das nicht! Danke für Ihr Kommen. Und entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, daß —". Schon entfernte er sich. Sie nickte ihm herzlich zu.

Als Charlotte nach Hause kam, war Hilde da mit Klaus, ihrem kleinen Jungen. Sie saß im Garten, an einer Stickerei arbeitend, und Klaus, ein blondes, schlankes Kind von vielleicht vier Jahren, spielte in der Nähe mit Steinen. Es war ein hübsches Bild, — und die Nachmittagssonne tauchte es in einen goldenen Glanz, — wie die schöne Frau im Frühlingskleid zwischen den frischgrünen Büschen saß. Auch Charlotten, der es nicht neu war, fiel es auf.

„Komm doch ein bißchen zu mir," rief Hilde, „ich habe dir Neuigkeiten! Professor Faber war bei Mama bis vor kurzem, und sie schien sehr beglückt."

„Wovon sprach man?" fragte Charlotte gespannt.

„Oh, von allerlei. Natürlich auch von dir. Mama kramte ihre Meinungen aus —" Hilde sah die Schwester von der Seite an und lächelte, „aber ich hatte den Eindruck, der Professor vermöge viel bei ihr."

„Beschloß man etwas?"

„Nein, davon sind wir noch weit entfernt. Aber er darf sich einstweilen für dich interessieren."

Charlotte runzelte die Stirn und Hilde fuhr fort: „Nein, das ist schon was wert. Und es mag, was Mama betrifft, sogar besser sein, seine Beweggründe bleiben erst im Ungewissen. Uebrigens machte er wirklich einen famosen Eindruck als Mensch. Und ist so liebenswürdig und gewandt. Was finden eigentlich nur unsere Herren Psychiater Merkwürdiges an ihm?"

Charlotte hatte sich in einen niederen Gartenstuhl neben die Schwester gekauert und rupfte gedankenlos kleine Gräser aus. Hilde kramte in ihren Seidenfäden und fragte nach einer Weile beiläufig: „Bist du übrigens nicht neulich mit diesem Herrn Engelberg Stephan nach Hause gegangen? Wovon spricht er so?"

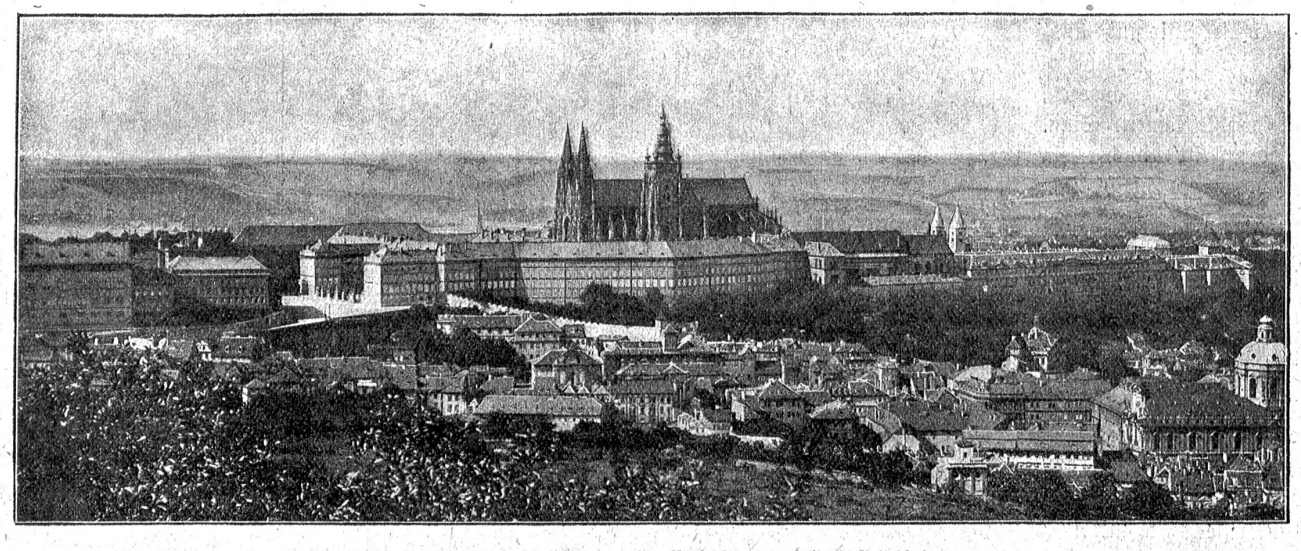
„Ach, das Sprechen ist eigentlich Nebensache bei ihm," sagte Charlotte, „das heißt, er hat eine schöne Stimme. Er ist überhaupt schön, nicht?"

„Ich glaube, er weiß es auch."

„Nun, seine Eitelkeit ist ganz liebenswürdig."

Hilde pflegte auf solche Subtilitäten nicht einzugehen. Ueberdies waren sie beide etwas befangen. Sie sagte nur: „Paul hat ihn zum Schach aufgefordert. Heut abend kommt er zu uns."

Charlotte fühlte sich plötzlich mißstimmt. „Wird er regelmäßig bei euch sein?" fragte sie.



Prag. — Der Hradschin (die ehemalige Königsburg) und die St. Veitskirche.

„Paul hofft es, und wenn es Herrn Stephan nicht verleidet, so bleibt's dabei. Du weißt ja, wie Paul in sein Schach vernarrt ist. Es kommt gleich nach Siegfried in seiner Liebe.“ Hilde sagte es kühl und ein wenig abschätzig, während sie ihre Nadel einfädelte. „Siegfried hat übrigens eine große Arbeit in der „Monatsschrift“. Ueber „Massenpsychosen im Mittelalter“. Mit Paul spricht er seit Wochen von nichts anderem. Paul hat ja schon so viel darüber gelesen für seinen „Versuch einer Psychologie der Kreuzzüge“! Nun kommt unser dicker Schmöker natürlich lang hinterher, und dann muß man sich auf Siegfrieds Arbeit berufen. Gerade die verkehrte Welt.“

„Wie steht's denn mit der Professur?“ fragte Charlotte, die Hildes gewohnte Gedankengänge seit langem mitverfolgte.

„Paul gibt jetzt selber zu, daß Siegfried daraufhin arbeitet und alle Chancen hat; seit drei Jahren ist er habilitiert, der einzige Privatdozent für Psychiatrie, hat zwei Bücher herausgegeben und in der „Monatsschrift“ immer das Neuste veröffentlicht, während Paul sich mit seiner Anstalt abplagt. Weißt du, das ist mir übrigens ganz einerlei und gefällt mir sogar, daß Paul nicht den gleichen Ehrgeiz hat wie Stein; aber daß deswegen Siegfried ein Orakel für ihn ist, das mag ich nicht leiden. Paul wirft sich doch weg damit, findest du nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tschechoslowakei.

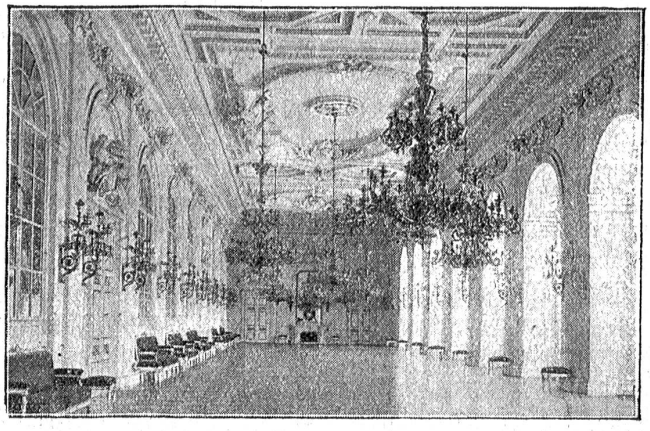
(Schluß.)

Die tschechoslowakische Krone hat gegenwärtig eine Kaufkraft, die die der deutschen Mark und der ungarischen Krone rund um das 600fache, die der österreichischen um das 2500fache übertrifft. Diese Tatsache sagt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß von allen mitteleuropäischen Staaten die Tschechoslowakei wirtschaftlich weitaus am besten dasteht. Sie hat internationalen Kredit, hat eine friedlich arbeitende und relativ auch wohlversorgte Bevölkerung und eine unerschütterte Staatsautorität. Woher kommt das?

Diese Frage ist zu einem Teil historisch zu beantworten. Wie wir bereits ausgeführt haben, konnte der tschechische Staat nur auf den Trümmern der alten Monarchie erstehen. Die Tschechen haben an der Destruktion des alten Kaiserreiches mitgearbeitet und wurden dann in der Folge auch die Nutznießer des Sieges. Der Friedensvertrag, der ihr Staatsgebiet bestimmte, schuf zugleich auch die Grundlagen zu seinem Gedeihen.

Denn die Tschechoslowakei umfaßt ziemlich die wertvollsten Gebiete der Donaumonarchie: die Steinkohlen- und Erzgebiete von Böhmen und Mähren, das südliche Erzgebiet um Teschen in Oesterreichisch-Schlesien (das nördliche fiel an Polen), sowie das erzreiche ehemalige Nordungarn. Außerdem besitzt es ein reiches und fruchtbares Ackerland: weite Tiefebenen und flachgewellte Hügelländer, in denen Getreide, Zuckerrüben, Gemüse und Obst in reicher Fülle gedeihen. Es besitzt Gebirge und Täler voller Naturschönheiten, die wie unsere Alpentäler einen Strom von Fremden anziehen. In den Bädern und Kurorten der Hohen Tatra, wo ehedem die vornehme Welt von Budapest und Wien sich tummelte, ergehen sich nun die reichen Industriellen und Kaufleute von Prag und Brün.

Die Tschechoslowakei stellt eine glückliche Verbindung von Industriestaat und Ackerbaustaat dar. Der eine Teil des Volkes produziert, was der andere als Konsument nötig hat. Keines der Nachbarländer, Deutschland ausgenommen und vielleicht das neue Rumänien und Polen, hat so günstige Lebensbedingungen wie die Tschechoslowakei. Dazu kommt — was hier besonders betont sein muß — die gesunde politische Konstitution des tschechoslowakischen Volkes. Es lebt in ihm ein im Kampfe gestählter Nationalismus, der das Staatswohl über das Einzelwohl stellt, und darum kann es auch leicht zu nationalen Zielen geführt werden.



Ein Audienzsaal im Prager Schloss.